



Ross Macdonald
*Mutter
und
Tochter*

Roman · Diogenes

der Mutter oder dem Vater.

»Lassen wir die Haarspaltereien, Bobby. Sie standen Phoebe nahe. Da ist es ganz natürlich, dass ich Ihnen Fragen stellen möchte.«

{41}»Mit wem haben Sie gesprochen?«

»Das ist unwichtig. Sie standen ihr doch nahe, oder?«

Er betrachtete den Hobel in seiner Hand und legte ihn auf die Werkbank. Den Blick immer noch gesenkt, sagte er: »Ich war verrückt nach ihr. Ist das ein Verbrechen?«

»Es kann manchmal zu Verbrechen führen.«

Sein Kopf hob sich langsam. »Lassen Sie mich einfach in Ruhe. Ich war verrückt nach ihr, wie gesagt. Ich bin's immer noch. Das Warten die letzten zwei Monate, ob sie von sich hören lässt, das war hart genug.«

»Sie hätten nicht einfach nur warten müssen.«

»Ich verstehe nicht, was Sie meinen.« Er streckte die Hände von sich, sah, dass sie schmutzig waren, und wischte sie an seinem dreckigen T-Shirt ab. »Was meinen Sie damit?«

»Sie hätten sich an die zuständigen Stellen wenden können.«

»Das wollte ich.« Sein Mund vollführte den Mausefallentrick.

»Aber Ihre Mutter hat Sie nicht gelassen.«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Ich sage es.«

»Wer hat solche Lügen über uns erzählt? Mit wem haben Sie gesprochen?«

»Mit Ihrer Mutter und ein, zwei Mieterinnen.«

»Sie haben kein Recht, meine Mutter zu behelligen. Sie hat nur das getan, was sie für richtig hielt. Sie glaubte, Phoebe sei mit ihrem Vater auf Reisen gegangen. Wir beide haben das geglaubt«, fiel ihm nachträglich ein. »Wir haben die ganze Zeit damit gerechnet, von ihr zu hören. Ist nicht unsere Schuld, dass sie nicht geschrieben hat. Man sollte {42}meinen, sie hätte wenigstens eine Postkarte schicken können, um Bescheid zu sagen, was wir mit ihren Sachen machen sollen.«

»Was glauben Sie, warum sie das nicht getan hat?«

»Ich weiß es nicht, ehrlich. Keine Ahnung.«

Er verschanzte sich immer mehr in der Defensive. Vielleicht hatte er schlicht zu viel Angst, um zu kooperieren. Mir wurde klar, dass ich ihm alles andere als taktvoll begegnet war, also wechselte ich erst einmal das Thema.

»Ich interessiere mich für die Sachen, die Phoebe zurückgelassen hat. Können Sie mir sagen, wo die sind?«

»Ja. Im Abstellraum. Ich zeig sie Ihnen.«

Er war sichtlich froh über die Gelegenheit, sich zu bewegen. Er führte mich um einen großen Gasofen herum, bückte sich unter das Abzugsrohr hindurch und schloss eine Tür im hinteren Winkel des Kellers auf. Durch ein hohes Fenster in der Betonwand fiel ein Sonnenstrahl, in dem Staubpartikel tanzten. Bobby schaltete das Deckenlicht an. Ein halbes Dutzend Reisetaschen und Hutschachteln stapelten sich neben einem großen Überseekoffer, der mit Hotelaufklebern übersät war, amerikanischen ebenso wie ausländischen.

Bobby Doncaster hatte den Schlüssel für die Koffertruhe an seinem Schlüsselbund. Er schloss sie auf und hob den Deckel. Der Inhalt roch ein wenig nach Lavendel und nach Frau. Er bestand aus massenhaft Kleidern und Röcken, Pullovern und Blusen und einem teuren Biberpelz. Als ich mit den Fingern über das Fell strich, blitzte so etwas wie Eifersucht in Bobbys Augen auf.

»Gehören die Reisetaschen ihr?«

»Ja.«

{43}»Was ist drin?«

»Alles Mögliche. Kleidung und Schuhe, Hüte und Bücher, Schmuck und, äh, Dingsbums. Kosmetika.«

»Woher wissen Sie, was drin ist?«

»Ich hab alles selbst gepackt. Ich wollte es ihr zuschicken, sobald sie von sich hören lässt.«

»Warum haben Sie's ihr nicht nach Hause geschickt?«

»Das wollte ich irgendwie nicht. Es kam mir so – na ja, so endgültig vor. Außerdem hatte sie mir erzählt, dass ihr Vater das Haus dichtgemacht hätte – dichtmachen wollte. Ich dachte, ihre Sachen wären hier sicherer. Ich hab alles unter Verschluss gehalten.«

»Sie hat eine Menge Zeug zurückgelassen«, sagte ich. »Was hat sie denn mitgenommen?«

»Nur eine kleine Reisetasche, soviel ich weiß.«

»Und Sie haben geglaubt, mit so einer kleinen Reisetasche wäre sie auf eine zweimonatige Kreuzfahrt gegangen?«

»Ich wusste nicht, was ich glauben sollte. Wenn *Sie* glauben, dass ich weiß, wo sie ist, dann liegen Sie falsch. Falscher können Sie gar nicht liegen.« In sanfterem Ton fügte er hinzu. »Ich hoffe nur, dass Sie sie finden.«

»Sie könnten mir dabei helfen.«

Er sah mich erschrocken an – er war leicht zu erschrecken. »Wie denn?«

»Indem Sie mir alles erzählen, was Sie von ihr wissen. Aber zuerst sollte ich mir die Reisetaschen ansehen.«

Eilig durchkämmte ich den Inhalt der Taschen, fand aber nichts, was mir von Bedeutung schien. Keine Briefe, keine Fotos, kein Tagebuch, kein Adressenverzeichnis. Mir kam der Gedanke, dass Bobby vielleicht einiges aussortiert hatte.

{44}»Ist wirklich alles dabei?«

»Ich glaube wohl. Ich habe alles eingepackt, was ich von ihr finden konnte. Dolly Lang hat mir geholfen. Sie ist – sie war Phoebes Zimmergenossin.«

»Sie haben nichts zur Seite gelegt, als Andenken vielleicht?«

»Nein.« Er wirkte verlegen. »Das ist nicht so mein Ding.«

»Haben Sie ein Bild von ihr?«

»Nein, tut mir leid. Wir haben keine Bilder ausgetauscht.«

»Sie haben von ihren Büchern gesprochen. Wo sind die?«

Er zog einen schweren Pappkarton hinter der Koffertruhe hervor. Darin fanden sich überwiegend Lehrbücher und Nachschlagewerke: eine französische Grammatik und ein offensichtlich vielgenutztes *Larousse*-Wörterbuch mit Eselsohren, eine Anthologie

englischer Dichter der Romantik, eine Shakespeare-Gesamtausgabe, einige Romane, darunter Dostojewski in englischer Übersetzung, eine Reihe von anspruchsvollen Taschenbüchern über Psychologie und die Philosophie des Existentialismus. Auf dem Vorsatzblatt war jeweils der Name »Phoebe Wycherly« mit kleiner, markanter Schrift eingetragen – die Sorte Handschrift, die angeblich Intelligenz und Sensibilität bezeugt.

»Was für ein Mädchen ist sie, Bobby?«

»Phoebe ist ein wunderbarer Mensch.« Als hätte ich das in Zweifel gezogen.

»Beschreiben Sie sie doch mal.«

»Ich kann's versuchen. Für eine Frau ist sie recht groß, über einssiebzig, aber schlank. Ihre Kleidergröße ist 38. Sie hat eine sehr gute Figur und schöne Haare, halblang geschnitten.«

{45}»Welche Farbe?«

»Hellbraun, fast blond. Nicht jeder würde sie wohl als hübsch bezeichnen, aber ich schon. Sie war sogar schön, wenn sie sich gut fühlte – ich meine, wenn sie glücklich war. In ihren Augen kann man sich verlieren. Sie sind blau, dunkelblau. Und sie hat ein wundervolles Lächeln.«

»Sie war also nicht immer glücklich?«

»Nein. Sie hatte ihre Probleme.«

»Hat sie mit Ihnen darüber gesprochen?«

»Eigentlich nicht. Ich wusste nur, sie hatte welche. Ihre Familie war zerbrochen, wie Sie wahrscheinlich wissen. Aber sie mochte nicht darüber reden.«

»Hat sie mal Briefe erwähnt, die im letzten Frühjahr gekommen waren?«

»Briefe?«

»Mit Anschuldigungen gegen ihre Mutter.«

Er schüttelte den Kopf. »Zu mir hat sie nichts davon gesagt. Überhaupt hat sie nie über ihre Mutter gesprochen. Das war eins von den Tabuthemen.«

»Gab es viele Tabuthemen?«

»So einige. Sie mochte sich nicht mit der Vergangenheit beschäftigen oder über sich selbst reden. Sie hatte eine schwierige Kindheit. Ihre Eltern haben sich ihretwegen dauernd gestritten, das hat Spuren hinterlassen bei Phoebe.«

»Inwiefern?«

»Na ja, sie wusste zum Beispiel nicht, ob sie Kinder haben wollte. Sie war sich nicht sicher, ob sie eine gute Mutter abgeben würde.«

»Sie haben über eigene Kinder gesprochen?«

»Klar. Wir wollten heiraten.«

{46}»Wann?«

Er zögerte und schielte hinauf zur Deckenlampe. Das Licht leuchtete in seinen Augen. »Dieses Jahr noch, nach unserem Abschluss. Ich wollte dann noch ein Aufbaustudium anschließen. Das hätte auch alles funktioniert.« Er riss sich von dem hypnotisierenden Licht los. »Was ich jetzt mache, weiß ich noch nicht.«

»Seltsam, dass Ihre Mutter das nicht erwähnt hat. Wusste sie von Ihren Heiratsplänen?«

»Sollte man meinen. Wir haben ausführlich genug darüber debattiert. Sie meinte, ich

sei zu jung zum Heiraten. Und mit Phoebe konnte sie überhaupt nichts anfangen.«

»Warum?«

Ein verrutschtes Lächeln entstellte seinen Mund. »Wahrscheinlich würde es Mutter mit jedem Mädchen so gehen, für das ich mich interessiere. Wie auch immer, Leute mit Geld hat sie schon immer gehasst.«

»Sie aber nicht.«

»Für mich spielt das Geld keine Rolle. Ich kann meinen Weg aus eigener Kraft machen, ich bin ein Einserstudent. War ich jedenfalls bis zu diesem Semester, und ein paar Wochen bleiben mir ja, um die Sache noch hinzubiegen.«

»Was ist in diesem Semester passiert?«

»Sie wissen, was passiert ist.« Er blickte auf Phoebes zurückgelassene Besitztümer, die grünen Augen halb geschlossen, die Unterlippe vorgewölbt. Er schüttelte verkrampft den Kopf. »Verschwinden wir hier.«

»Wir können uns hier genauso gut unterhalten wie anderswo.«

»Ich will mich nicht weiter unterhalten. Ich hab langsam ^{47}genug von Ihren Unterstellungen. Sie lassen ständig durchblicken, dass Sie mir nicht glauben.«

»Ich glaube, dass Sie mir einiges verschweigen, Bobby – dass Sie Tatsachen zurückhalten. Ich möchte aber alles wissen.«

»Wir können nicht den ganzen Tag hier rumstehen.«

»Dann setzen Sie sich doch.«

Er rührte sich nicht. »Was wollen Sie noch wissen?«

Ich wählte ein eher unverfängliches Thema. »Wie kam sie mit dem Studium zurecht?«

»Ganz gut. In den Zwischenprüfungen hat sie lauter Zweien aus dem Ärmel geschüttelt. Ihr Hauptfach war Französisch, sie hat ein echtes Talent für Sprachen. Sie erzählte, sie würde viel besser klarkommen als letztes Jahr in Stanford – hätte nicht mehr so viele psychische Probleme.«

Das schiefe Lächeln verunstaltete erneut seinen Mund. Er legte es schnell wieder ab, doch es blieb der Eindruck, dass er sich über sich selbst lustig machte.

»Was waren das für psychische Probleme?« Über seine eigenen konnte ich nur spekulieren.

Er zuckte verlegen mit den muskulösen Schultern. »Ich bin kein Psychiater. Aber dass sie Stimmungsschwankungen hatte, konnte jeder erkennen. Einen Tag himmelhoch jauchzend, den nächsten zu Tode betrübt. Ich fand, sie sollte mal zum Psychiater gehen. Sie meinte, dass habe sie schon versucht.«

»Wann?«

»Letztes Frühjahr in Palo Alto. Sehr ernsthaft war der Versuch allerdings nicht. Sie ist nur zwei-, dreimal in der Praxis gewesen.«

^{48}»Wie hieß der Arzt?«

»Keine Ahnung. Ihre Tante könnte es Ihnen vielleicht sagen. Mrs. Trevor. Sie lebt auf der Halbinsel in der Nähe von Palo Alto.«

»Kennen Sie die Trevors?«

»Nein.«

»Oder die übrige Familie?«

»Nein.«

»Seit wann kennen Sie Phoebe?«

Er überlegte. »Erst seit sie herkam, im September. Insgesamt etwa zwei Monate. Nicht mal zwei Monate.«

»Nach weniger als zwei Monaten haben Sie beschlossen zu heiraten?«

»Mein Entschluss stand sofort fest. Es hat einfach klick gemacht bei mir«, sagte er, »schon bei der ersten Begegnung.«

»Wann war das?«

»Im September. Sie kam wegen der Unterkunft. Ich war grad dabei, die Küchenecke zu streichen.«

»Ich habe gehört, Sie kannten sie vorher schon.«

»Da haben Sie falsch gehört.«

»Sie haben sie nicht letzten Sommer an einem Badestrand kennengelernt und sie überredet, aufs hiesige College zu wechseln?«

Er versank in tiefes Nachdenken, wobei sein Gesicht erschlaffte und der Blick sich verschleierte. Für einen Moment glaubte ich an eine schnelle und bittere Lösung dieses Falls: das Mädchen tot, ermordet von dem Jungen, der hier kurz vor dem Zusammenbruch stand.

»Ja«, sagte er gequält. »So war es tatsächlich.«

»Wozu dann die Schwindelei?«

{49}»Ich wollte nicht, dass meine Mutter davon erfährt.«

»Ich bin nicht Ihre Mutter.«

»Nein, aber Sie haben mit ihr gesprochen. Wahrscheinlich werden Sie wieder mit ihr sprechen.«

»Warum ist es so wichtig, dass sie es nicht weiß?«

»Ist es wohl im Grunde gar nicht. Ich hab's ihr halt nur nicht gesagt. Es wäre ihr nicht recht gewesen, dass Phoebe hier bei uns wohnt. Sie ist von Natur aus misstrauisch.«

»Das bin ich auch. Hatten Sie und Phoebe eine Affäre?«

»Nein. Und wenn, dann würde Sie das überhaupt nichts angehen. Wir sind beide erwachsen.«

»Dem Gesetz nach, ja. *Hatten* Sie eine Affäre?«

»Nein, hab ich gesagt. Man macht nicht mit dem Mädchen rum, das man heiraten will. Ich jedenfalls nicht.«

Ich wollte ihm fast glauben.

»Wo haben Sie sie kennengelernt?«

»An einem Ort namens Medicine Stone, nördlich von Carmel. Im August war ich eine Woche da. Es ist ein guter Surfstrand, besser als alle hier in der Umgebung. Phoebe war mit den Trevors dort, und wir sind uns am Strand begegnet.«

»Sie haben sie abgeschleppt?«

»Sie verdrehen mir das Wort im Mund. Sie wollte es mal mit dem Surfen probieren. Ich hab ihr ein bisschen was gezeigt. Sie wollte das College wechseln und war auf der Suche, da habe ich ihr von unserem hier erzählt. Sie hatte es eh schon ins Auge gefasst.«

»Und wo Sie schon mal dabei waren, haben Sie ihr gleich eine Unterkunft beschafft.«